

konstitution »Die Kirche in der Welt von heute« wird einerseits gesagt, daß es keinen Bruch geben darf zwischen Kirche und Welt, und daß die Tatsache, daß es wirklich eine Kluft zwischen beiden gibt, eines der Hauptübel unserer Zeit ist. Andererseits besagt sie, daß das Kommen des Gottesreiches, Grundthema der kirchlichen Verkündigung, nicht mit der irdischen Ordnung eines menschenwürdigen Daseins identisch ist, höchstens in dem Sinne, daß das Christsein selbst zum Einsatz des ganzen irdischen Daseins verpflichtet. Es ist nun unsere Aufgabe, an Hand dieser Richtlinien eine Lösung zu suchen. Deshalb bin ich, was die Zukunft betrifft, voller Zuversicht, wenn auch die heutige Lage nicht ohne Besinnung und Studium geklärt werden kann, und wahrscheinlich noch viele Gewissenskonflikte gelöst werden müssen und viel Leid gelitten werden muß. Diese hoffnungsvolle Zukunft wird aber erst realisiert werden können, wenn einerseits jede integralistische Tendenz verstummt und andererseits der wilde Scharlatanismus einiger Leute gleichfalls verstummt. Zwischen diesen zwei Extremen gibt es noch genügend Raum für eine schwierige und ehrliche theologische Auseinandersetzung, die Gott sei Dank in den Niederlanden allmählich in Gang kommt.

Lambert Rooijackers
Handeln auf Zukunft¹
Bischof
Willem M. Bekkers

Gegen eine der beliebtesten, aber auch umstrittensten Persönlichkeiten des holländischen Episkopats, den am 15. Mai letzten Jahres im Alter von 59 Jahren verstorbenen katholischen Bischof von Hertogenbosch Willem Marinus Bekkers, haben die holländischen Integralisten und konservativ denkenden Katholiken ihren letzten Schlag zu führen versucht, als der Bischof bereits tot war. Sie lancierten über die belgische Nuntiatur das Gerücht, Bischof Bekkers habe auf dem Sterbebett widerrufen und bereut, was er an anscheinend Fortschrittlichem getan und gedacht habe. Aber schon aufgrund seiner Krankheit – Bischof Bekkers dämmerte in den letzten Tagen nach einer schweren Hirnoperation meist bewußtlos dahin – hätte der Bischof mit voller Überlegung und Verantwortung einen solchen Widerruf gar nicht leisten können. Das Gerücht wurde außerdem von Hertogenbosch sofort dementiert. Nichts hätte zudem diesen Bischof, den der bekannte holländische Dogmatiker Eduard Schillebeeckx einmal ein liebenswürdiges Faß voller Gegensätze nannte, schlechter charakterisiert als die vereinfachende Etikettierung progressiv oder konservativ. Willem Bekkers war

¹ Diesem Beitrag liegt eine Sendung des WDR zugrunde, deren Gestaltung J. Ungerechts übernommen hatte.

klug genug, beides zu sein, und wahrhaftig genug, sich jeweils eindeutig zu exponieren. Daß man ihn aber eher für einen Progressisten halten konnte, mag daran liegen, daß er den Mut und wohl auch die hinreichende Unbefangenheit besaß, heiße Eisen nicht in geschlossenen Konferenzen, sondern in der Öffentlichkeit, nicht selten sogar in seinen zahlreichen Fernsehansprachen und Diskussionen anzupacken. Er hielt nie mit seiner Meinung hinter dem Berg und fürchtete sich nicht, sich zu irren. Er war darum nicht der bequemste, sicher aber der populärste holländische Bischof. An seiner Krankheit nahmen Holländer aller Konfessionen und Schichten Anteil, und sein Tod wurde weltweit registriert und weit über katholisch-kirchliche Kreise hinaus als Verlust empfunden. Viele Holländer halten ihn für eine säkulare Erscheinung und nennen ihn nicht selten in einem Atemzug mit Papst Johannes und Kennedy, mit denen er in seiner Art in der Tat manches gemeinsam hatte.

Wie Papst Johannes stammte er aus bescheidenen bäuerlichen Verhältnissen und wie der Papst war er schlicht, stets freundlich und sehr gesellig. Mit Kennedy teilten sie Offenheit, Realitätssinn, Redlichkeit und Entschlossenheit. Unbeirrt durch wissenschaftliche Bedenken besaßen beide, der Papst und der Bischof, eine auf die Praxis gerichtete und an ihr orientierte Werthierarchie und eine reiche praktische, pastorale Erfahrung. Beide füllten ihr Amt vollkommen aus und prägten es durch ihre Persönlichkeit, nie versucht, sich hinter dem Amt zu verschanzen. Fest verankert in dem, was sie persönlich als wahr erfahren und erkannt hatten, besaßen sie doch die beneidenswerte Gabe, sich zu relativieren. Was ihnen für sich selbst wichtig erschien, brauchte es darum noch nicht für andere zu sein. Sie waren außerdem realistisch genug, manches aus der Vergangenheit oder Gegenwart aus voller Überzeugung als überholt abzulehnen und sich dafür einzusetzen, daß es durch Neues ersetzt wurde.

Bekkers war kein Progressist aus Ideologie, sondern ein mutiger Wegbereiter und Bahnbrecher, gegen dessen freimütige Äußerungen und Stellungnahmen auch Kardinal Alfrink und andere holländische Bischöfe gelegentlich Bedenken erhoben. Bekkers empfand sich darum oft als Außenseiter, wie sein Offizial Dr. Meyers bestätigte:

»Bischof Bekkers ging keinem Problem aus dem Weg. Was seiner Meinung nach wichtig war, versuchte er immer wieder auf Bischofskonferenzen und Tagungen zur Sprache zu bringen. So bat er einmal seine bischöflichen Kollegen, über den Zölibat zu diskutieren, als man in Rom beschloß, das Thema nicht auf dem Konzil zu behandeln. Doch man weigerte sich und wartete lieber darauf, daß Rom spräche. Mit anderen Themen erging es ihm ähnlich. Man nahm ihn oft nicht ernst. Es schmerzte ihn sehr, daß man oft nicht mit ihm über seines Erachtens wichtige

Themen reden wollte, und er fühlte sich darum manchmal einsam unter seinen Kollegen, wie ich glaube.«

Es garte schon lange im holländischen Katholizismus, der ohne eine vermittelnde und vorbereitende neuscholastische Theologie mit dem modernen Denken und einer neuen Theologie konfrontiert wurde und sich deshalb in einer besonders kraß empfundenen Umbruchsituation befindet. In einer solchen Situation kam und kommt es darauf an, auf Zukunft hin zu handeln und Modelle zu entwickeln.

Man wird sich dem Verdacht aussetzen, offene Türen einzurennen, wenn man sagt: Bekkers war ein Mann gelebter Mitmenschlichkeit. Jeder redet heute von Mitmenschlichkeit... es ist die gewöhnlichste Sache der Welt! Eine Selbstverständlichkeit. Aber war es das auch vor fünf und zehn Jahren? Man ist es völlig gewohnt, Staatsminister bei hochhoffiziellen Anlässen im Staatsfrack zu sehen, sie in den Ferien aber in Shorts und mit offenem Hemd anzutreffen. Vollkommen normal schien es bis vor kurzem dagegen in den Niederlanden, daß ein Bischof immer in Violett herumlief, also ständig in Amtstracht. Er galt als die verkörperte kirchliche Autorität, der man sich niemals ohne Ringkuß und unter Beobachtung des Protokolls nähern durfte. Wenn man schon über den Bischof zu reden wagte, dann betraf es fast immer nur die Art seiner Amtsführung. Der Bischof galt per definitionem als »segregatus«, als Herausgehobener, als jemand, der aus dem Volk herausgenommen, von ihm abgesondert war, die vollen vierundzwanzig Stunden des Tages ein Amtsträger.

So kann man ungefähr das Bischofsbild skizzieren, wie es bis vor etwa zehn Jahren noch gültig war. Bekkers aber wagte es, sich ganz menschlich zu geben, vor jedem. Mancher zog freilich die Augenbrauen hoch, wenn der Bischof nicht mit dem Brustkreuz geschmückt, sondern in Reiterkluft erschien und jedem klarmachte, daß auch ein Bischof Entspannung braucht.

Nicht als ob man das nicht begriffen hätte, aber... das hatte vor ihm noch keiner gezeigt.

Zu Theologiestudenten sagte er:

»Die Stola des Priesters ist keine Stola gloriae und kein Symbol der Absonderung, sondern einfach Erkennungszeichen. Der Priester bleibt Mensch unter Menschen, vor allem Glaubender unter Gläubigen, dem nicht anders als den Menschen, denen er predigt und für die er das Brot bricht, selbst gepredigt werden muß und der selbst dieses Brot braucht, der selbst erlöst werden muß. Die Kirche steht außerdem nicht in einem gepflegten Park, sondern mitten in der Welt, der Stadt, dem Stadtviertel. Und darin nicht als eine Sehenswürdigkeit, wohl aber mit dem Risiko, zu einer Sehenswürdigkeit zu werden, ein Anachronismus zu sein, wenn sie sich nicht darum bemüht, in dieser konkreten Situation, in der Stadt, in dem Stadtviertel, in diesem Augenblick, in unserer Kultur präsent zu sein.«

In einer Ansprache an das Volk sagte er:

»Der Bischof ist wohl aus dem Volk herausgenommen, aber das heißt nicht, daß er von ihm getrennt ist. Für Euch bin ich Bischof, mit Euch aber Christ und nicht anders als Ihr Glied des wandernden Gottesvolkes.«

Sein Leben gab Zeugnis davon. Es ist nicht einfach, eine bestimmte Entwicklung dieser seiner »Mitmenschlichkeit« aufzuzeigen. Sie scheint bei Bischof Bekkers diffus schon immer vorhanden gewesen zu sein. Er war von Natur aus gesellig veranlagt und brauchte den täglichen gesellschaftlichen Kontakt. Als Bischof hat er sich dabei nie und nicht ein bißchen um das bekannte Dichterwort gekümmert, nach dem des Bischofs Purpur den Glanz an den Höfen verdunkeln kann. Er legte ihn ab, wenn er vermuten mußte, daß er als trennend empfunden wurde.

Das biblische Bild vom Hirten und den Schafen verleitete ihn nie dazu, sich autokratisch zu gebärden und mit fester, um nicht zu sagen eiserner Hand die Herde zu führen. Er schaute nicht auf die Schwäche der Schafe, sondern legte den Akzent auf die liebevolle Sorge, die der Hirt bis in die äußerste Konsequenz um die Herde zu tragen hat. Er war dabei fest davon überzeugt, daß sein »Hirtenamt« im Blick auf das Hirtenamt des Herrn selbst nur analog zu verstehen sei, insofern er sich wohl als Hirte, zugleich aber auch als Glied der Herde zu verstehen suchte. Seine Verbundenheit mit dem Volk Gottes, mit dem er zusammen unterwegs war, brachte ihn in eine gewisse Spannung mit dem konventionellen Pomp des Bischofsamtes. Er war überall zu finden: auf vornehmen Empfängen so gut wie in Wohnwagenlagern, bei Studenten und Soldaten, bei alten Leuten und bei Teenagern, bei Schwachsinnigen und bei Waisenkindern so gut wie bei anonymen Alkoholikern, bei Marktleuten, Tanzlehrern, Gefangenen und bei Wissenschaftlern...

Fragt man danach, was die Menschen bei solchen und anderen Begegnungen am meisten bewegt hat, dann lautete die Antwort immer, man habe den Kontakt als außerordentlich persönlich empfunden, selbst wenn die Gruppe zu groß für ein Gespräch unter vier Augen war. Zum anderen, daß die Menschen sich ernst genommen fühlten und daß der Bischof sie nahm, wie sie waren: Bekkers war einer von uns! hieß es. Diese Solidarität mit den Mitmenschen, diese seine menschliche Ausdeutung seines Hirtenamtes, sein Wille, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, gaben Bekkers eine Autorität und ein Ansehen, das er aufgrund der Privilegien seines Amtes nie erhalten hätte. Dem entsprach auch die Art, wie er vollkommen kollegial mit seinen Priestern verkehrte. Daraus ließe sich zum Thema »Handeln auf Zukunft« der erste Schluß ziehen, daß kirchliche Amtsautorität sich auf die dienende Liebe und vertrauenerweckende Menschlichkeit und Christlichkeit zu besinnen hat. Denn erst dann erhält das

Amt Autorität im Sinne einer spontanen und intuitiven Wertschätzung und Resonanz von seiten der Gläubigen und der Fernstehenden.

Bischof Bekkers konnte deshalb darauf verzichten, wie sein Offizial Dr. Meyers wiederum bestätigte, verblichene Amtsautorität durch einen ganz unbiblichen und heute völlig unangebrachten Paternalismus zu ersetzen, der etwa bei jenen österreichischen und deutschen Bischöfen zu vermuten ist, die den Titel Exzellenz durch die Anrede Vater Bischof ersetzt wissen möchten.

Ja, Bischof Bekkers war keine Vaterfigur und wollte auch keinen Patriarchalismus züchten. Er verstand sein Amt als Funktion im Dienste seiner Mitmenschen. Er dachte nicht in hierarchischen Kategorien, sondern wollte einfach Mensch unter Mitmenschen, Bruder unter Brüdern sein, dazu berufen, voranzugehen, Inspirator zu sein.

Der Bischof umschrieb das so:

»So konnte der Herr auch sagen, ich bin nicht gekommen, zu herrschen, sondern zu dienen. Wenn die Bischöfe, die Hierarchie, autoritäre Gewalt besitzen, dann kann das nur eine von Christus selbst delegierte sein und sich auf nichts anderes stützen als auf die Selbstlosigkeit und tatkräftige Liebe ihrer Träger. Nur daraus entstehen Ehrfurcht und Vertrauen, die Grundlagen jeder Autorität. Wer aber Autorität an Gesetze und Machtmittel bindet, der leitet eine Autoritätskrise ein und hat den nicht begriffen, der ihm die Macht verlieh.«

Bischof Bekkers glaubte immer wieder, auf das Gebot der Nächstenliebe hinweisen zu müssen. Oft betonte er mit allem Nachdruck, daß das Evangelium kaum je über die rechte Gottesliebe spricht, aber auf fast jeder Seite die Liebe von Mensch zu Mensch der Liebe zu Gott gleichsetzt. Gern zitierte er aus dem Johannesbrief den Satz: Wer sagt, er liebe Gott, den er nicht sieht, dabei aber seinen Bruder, den er wohl sieht, haßt, der ist ein Lügner. Papst Johannes erhielt schon bald den Beinamen »der Gute«. Auch zu Bekkers sagte bei seinem letzten Fernsehgespräch vor seinem Tode eine Frau im Studio spontan: Monseigneur, Sie sind ein großer, ein guter Mensch.

Oft hörte man die Menschen sagen, dieser Mensch stehe mit seiner ganzen Person hinter dem, was er sagt und predigt. Sein Wahlspruch »caritas pro armis« – die Liebe ist meine Waffe – war für ihn keine leere Phrase, sondern Lebensprogramm und täglich gelebte Wirklichkeit.

Diese Einheit von Verkündigung und Haltung, von Wort und Tat übersteigt weit eine individuelle Begabung und ist auch viel mehr als ein schöner, aber vergangener Mythos. Wie Papst Johannes hat Bischof Bekkers im buchstäblichsten Sinne gelebt und vorgelebt, was die Grundhaltung und das Grundgesetz der Kirche sein muß, Kirche dabei nicht allein verstanden als Institution, als hier-

archisches Gefüge, sondern auch als Volk Gottes. Der Bischof drückt es einmal so aus:

»Die Kirche als Volk Gottes hat die Aufgabe, die Welt in Zusammenarbeit mit allen Menschen zu humanisieren, für einen jeden lebenswert zu machen. Die Aufgabe, die Welt zu humanisieren, muß aber so angepackt werden, daß sie mit dem Heilsplan Gottes, der die Verwirklichung der von Christus geschenkten Erlösung fordert, übereinstimmt und kollaboriert.«

Die Kirche als Volk Gottes verstehen, das für die Welt verantwortlich ist, scheint mir die zweite Schlußfolgerung zu sein, die im Blick auf das Thema »Handeln auf Zukunft« zu ziehen ist. Theoretisch ist das klar, aber erst die Praxis macht die Kirche wahrhaftig. Wer den Legalismus, Formalismus, Juridizismus und Moralismus der vorkonziliaren Kirche erlebt hat und weiß, wie zäh diese Ismen in der nachkonziliaren Kirche weiterwurzeln, der konstatiert eine solche Haltung mit Erleichterung.

Bischof Bekkers hielt sich gern in der Exegese auf dem laufenden. Doch fesselte ihn die wissenschaftliche Textinterpretation weniger als die Auslegung der Schrift für das normale Leben, den Alltag des einfachen Mannes von heute. Gerne sprach der Bischof über die Traurigkeit des Herrn am Grabe des Lazarus, über die Freude Jesu, wenn er eine Schar Kinder um sich hatte, über seine unaussprechliche Einsamkeit am Ölberg, als seine Begleiter schliefen. Bischof Bekkers sprach über den Herrn, der sich bei einem Zöllner einlud, der seine Bürgerpflicht durch Steuerzahlen erfüllte, der eine Dirne in Schutz nahm. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter interpretierte er dahin, daß ein notleidender Mensch Anspruch auf Hilfe hat, auch wenn es gesetzwidrig wäre. Wurde nicht der Samariter als der Nächste bezeichnet, während der Priester und der Levit, die vorbeigingen, um nicht mit ihren Reinheitsgesetzen in Konflikt zu geraten, verurteilt wurden? Bekkers fühlte sich betroffen, wenn er las, mit welcher unendlicher Geduld der Herr Sünden vergab, und gewann daraus die Überzeugung, daß Gott die menschliche Unvollkommenheit und damit auch die Unfähigkeit, immer recht zu handeln, in seinem Heilswerk gewissermaßen einkalkuliert hat. Die frohe Botschaft ist kein Lehrstück, sondern ein pastorales Ereignis und darin Norm jeder kirchlichen Arbeit. Die Kirche hat seiner Meinung nach Solidarität in Mitmenschlichkeit zu üben, die menschliche Beschränktheit zu akzeptieren und sich davor zu hüten, den Menschen eine größere Last aufzuerlegen, als sie zu tragen fähig sind. Bischof Bekkers fühlte sich deshalb legitimiert, mehr dem Evangelium nach und weniger kirchenrechtlich zu handeln. Nicht als ob er dieses Recht nicht respektiert hätte, aber es war für ihn Recht einer anderen Ordnung als das der Gesellschaft. Wenn im bürgerlichen Bereich das Recht stets das letzte Wort hat,

hat es das in der Kirche keineswegs. Denn die Kirche sollte von ihrem Herrn gelernt haben, daß die Menschen oft besseren Willens sind, als ihr Handeln vermuten läßt. Nicht das Recht durchzusetzen, sondern das Heil zu verkünden ist primäre Aufgabe der Kirche. Das könnte man als dritte Schlußfolgerung formulieren. Hierin liegen die Gründe, warum Bischof Bekkers von der Heiligen Schrift her so tatkräftig, unbekümmert und zielstrebig helfen konnte.

Die Kirche weiß, daß das, was für den einen sinnvoll ist, für einen anderen noch nicht zu gelten braucht. Darum kann sie mit Geduld ein allmähliches, vielleicht manchen zu langsames Wachsen verfolgen... Und solange die Menschen noch nicht soweit sind, hält sie an dem Grundsatz fest, daß jeder, der sich ernsthaft müht, unbeschadet aller Unvollkommenheiten doch auf dem rechten Weg ist...

Von der Moraltheologie hat Bischof Bekkers ohne Zweifel manches Kapitel vergessen, aber das erste *de actibus humanis* über das menschliche Handeln, seine Bedingungen und seine Voraussetzungen hat er immer bedacht und mit Mut und Überzeugung vertreten.

Am Menschen hat den Bischof besonders seine im Wesen liegende Unvollkommenheit beschäftigt, seine individuelle Besonderheit und Einmaligkeit. Das vollkommen Einmalige jedes einzelnen Menschen, sein freier Wille, seine auf ihm lastende je eigene Verantwortung, seine Erfahrung, sein Wissen und Können, seine geschichtliche Bestimmung und nicht zuletzt sein Milieu haben den Bischof fasziniert und ihn den unbedingten Primat des Gewissens postulieren lassen, für das die göttlichen Gebote nur allgemein formuliert sein können. In einer Fernsehansprache sagte der Bischof 1964:

»Die Realität des täglichen Lebens, in der wir stehen und die wir unsere Welt nennen, ist so groß und tief wie die See, so daß sie nicht mit unpersönlichen Formeln und Gesetzen eingedämmt werden kann. Man kann auf sie zwar nicht verzichten, wie auch ein Seemann die festen Orientierungspunkte Sonne und Sterne braucht, wenn er zur See fährt. Wie er aber fährt, das hängt mit von der See selbst und der Situation an Bord ab. Das Bild trifft unser Leben, das uns jeden Tag in Situationen bringt, die den persönlichen Einsatz und eigenen Gewissensentscheid verlangen...«

Gewissen war für Bekkers jene abwägende und abwiegende Instanz im Menschen, die zwar in ihm liegt, über die er aber nicht willkürlich verfügen kann, wenn sie über Wert und Unwert konkreten Verhaltens urteilt, Bekkers hat oft über das Gewissen gesprochen. Das persönliche Gewissen – und damit meinte er ein Gewissen, das verantwortlich ausgebildet ist – ist die letzte Instanz für menschliches Verhalten. Niemand kann einem anderen vorschreiben, was er in konkreten Fällen zu tun hat. Man kann höchstens darauf aufmerksam machen, wie »dem

Buchstaben« nach zu handeln wäre. Die Entscheidung hat aber in jedem Fall aus seinem Gewissen heraus der einzelne selbst zu fällen. Ein nach bestem Wissen und Gewissen gefaßter Entschluß ist auch dann gut, wenn er aus irrigem Gewissen käme. Indem Bekkers so entschieden den Primat des Gewissens betonte, setzte er keineswegs Recht und Gesetz außer Kraft, sondern wandte sich damit vor allem gegen unwürdigen sklavischen Gehorsam: Seinen Priestern sagte er:

»Es ist einfach, bei Gewissenskonflikten ein Handbuch der Moral aufzuschlagen und dort den Passus herauszufinden, der das ganze Problem dem Menschen, der sich in Schwierigkeiten befindet, auf die Seele bindet, statt ihn zu einem Gewissensentscheid zu führen... Gefordert aber sind priesterliche Menschen und menschliche Priester, die es wagen, ihren Glauben wie den der anderen anfechten zu lassen, die darum auch solidarisch in Zweifel sind, unsicher bei Problemen und bescheidene Ratgeber, die auch selbst den Mut haben, Verantwortung auf sich zu nehmen, ohne auf Gesetzbücher zu verweisen, Verantwortung im Blick auf die Entscheidungen, die konkrete Menschen in konkreten Schwierigkeiten vor ihrem Gewissen verantworten...«

Aus solcher Überzeugung hat sich Bekkers bereits im Herbst 1963 in der damals einsetzenden Diskussion über die ovulationshemmende Pille mit Nachdruck für die Eigenverantwortlichkeit der Gläubigen eingesetzt. Gegen den Vorwurf, so werde jeder Halt genommen und Laxheit gefördert, sagte er:

»Der Halt, den Christus uns gibt, ist wenig detailliert. Sein Gesetz ist sehr weit gefaßt. Mit Eurem Gewissen müßt Ihr es Euch selbst anpassen. Das Gesetz der Liebe ist nicht lax. Es ist im Gegenteil glashart. Wenn man es richtig interpretiert, wird man feststellen, daß jetzt eigentlich viel weniger erlaubt ist als früher. Man soll auch nicht vergessen, daß Christus uns wohl erlöst hat, aber damit keineswegs alle Probleme löste.«

Das hätte für ihn in der Frage der Geburtenregelung bedeutet, daß der Papst mit seiner Erklärung über den Gebrauch der ovulationshemmenden Pille gar nicht hätte zu zu zögern brauchen, da er, wie Official Meyers es ausdrückt, ohnehin nichts anderes sagen könne, als daß Mann und Frau sich lieben sollen. Wie sie ihre Liebe ordnen und verantworten, sei allein Sache der Eltern.

Der gesunde Nonkonformismus Bekkers basiert auf dem Wissen von der grundsätzlichen Ungleichartigkeit der Menschen, ihrer persönlichen Freiheit und Eigenverantwortlichkeit, der damit gegebenen Unmöglichkeit, Gesetze so zu detaillieren, daß sie immer und auf jeden passen, und nicht zuletzt der Tatsache, daß jeder Mensch eine Gewissensanlage besitzt, die er zu einem groben oder feinen Gewissen ausbilden kann. Das halte ich für den

vierten und besonders bemerkenswerten Punkt zum Thema Handeln auf Zukunft.

Mitmenschlichkeit spielt eine große Rolle in dem, was man ein bißchen despektierlich die Bekkersche Theologie genannt hat. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Er fragte sich immer wieder, warum die kirchliche Verkündigung so oft nicht ankomme und über die Köpfe hinweggehe. Er glaubte in der einfachen Tatsache einen Grund sehen zu müssen, daß sich die Menschen zwar oft genug sagen lassen müßten, sie seien auf Erden, um den Willen Gottes zu tun und dadurch in den Himmel zu kommen, daß ihnen aber selten oder nie gesagt werde, was das positiv bedeute: als Menschen auf Erden sein, also wesentlich anders zu existieren als Steine, Pflanzen oder Tiere. Deshalb ließ sich Bekkers auch von Vertretern der verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen beraten. Denn wie soll man, so sagte er sich, heute noch überzeugend Theologie betreiben können, wenn man nichts über die Verflechtung der Wissenschaften weiß. Habe die Kirche in dieser Hinsicht noch nicht genug Lehrgeld gezahlt? Da man ebenfalls nicht überzeugend theologisieren könne, wenn man nicht wisse, was sich unter den Leuten tue, bat er auch einfache Menschen um ihren Beitrag. Man müsse wissen, wie die Menschen ihren Glauben in ihrer eigenen konkreten Situation leben und wie sie leben und über das Leben überhaupt denken. Widme man dem keine Aufmerksamkeit, dann theologisiere man ins Blaue hinein. Darum gehörte mit zur Bekkerschen Theologie ein entsprechender Respekt vor den Wissenschaften und der alltäglichen Lebenserfahrung. Man muß die Realität kennen, um die Theologie, einfacher noch: die Predigt mit ihr konfrontieren zu können. Sonst bleibt die Predigt ohne jeden Lebensbezug und vollkommen unwirksam im praktischen Leben. Er sagte:

»Das Amt stellt den Bischof nicht gegenüber, sondern mitten in seine Gemeinde. Die wirksame Verkündigung des Evangeliums geschieht dann auch nicht monologisch, sondern im Dialog: Es wird Antwort erwartet. Antwort des Gottesvolkes, Antwort aus seiner eigenen Verantwortung, die es aufgrund des allgemeinen Priestertums besitzt und aus seiner eigenen Autorität; denn einem jeden offenbart sich der Geist – nach dem Brief an die Korinther – zum Wohle aller.«

Diese seine hinhörende und dialogisierende Haltung, die wesentlich für seine Haltung der Mitmenschlichkeit ist, möchte ich den fünften Aspekt zum Thema Handeln auf Zukunft nennen.

Der Geist der Mitmenschlichkeit war auch in seinem ökumenischen Bestreben wirksam. Ökumene war für ihn alles andere als ein Modespleen. Sie war für ihn ein biblisches Faktum: Etwas, um das der Herr selbst inständig gebetet hatte und das er als Auftrag hinterließ.

Bekkers glaubte daran, daß sie zustande käme, allerdings nicht in dem Sinne, daß sich alle Kirchen in ferner Zukunft an einem bestimmten Punkt träfen, sondern in dem Sinne, daß alle Kirchen künftig – die katholische keineswegs ausgenommen – bereit sein müßten, in dem Sinne immer mehr Kirche zu werden, wie es der Herr selbst will. Er drückte es in seiner bildhaften Sprache so aus:

»Wo die Kirche entdeckt, daß sie nicht mit geputzten Schuhen und weit über dem Irdischen daherschreitet, sondern daß ihre Schuhe beschmutzt sind und in ihren Kleidern der penetrante Geruch von Staub, Benzin und Schweiß sitzt, mit anderen Worten, daß sie in die Welt gestellt ist, erkennt diese Kirche an sich auch Unvollkommenheiten und Fehler.

Unnachsichtig und kompromißlos in bezug auf das ihr anvertraute Glaubensgut und davon überzeugt, daß sie der rechtmäßige Erbe der Heilsgüter Christi ist, weiß sie doch zugleich auch, daß es ihr noch nicht gelungen ist, den Besitz der Wahrheit vollkommen wahrhaftig darzustellen. Das ist eine sehr ernste Feststellung. Denn der Anspruch, die wahre Kirche zu sein, ist tatsächlich ein Anspruch im Sinne der Anmaßung, solange das schwache und oft unglaubwürdige Wahrheitszeugnis im praktischen Leben die Wahrheit verdunkelt. Der Protestant protestiert. Wird er aber noch protestieren, wenn wir deutlich die Wahrheit ausstrahlen würden, die wir zu besitzen nicht aufhören? Liegt die Schuld an seinem Protest nicht bei uns?«

Mit theologischen Argumenten allein wird die Ökumene nie erreicht. Unendlich wirksamer wäre es, wenn wir schwache Menschen ehrlich versuchen würden, die Wahrheit durch Wahrhaftigkeit zu legitimieren. Dabei ist es von grundlegender Bedeutung, wie ernst wir Christen das Gebot der Liebe nehmen. Denn nur dann dürfen wir erwarten, daß der Herr selbst die Kluft zwischen den Kirchen schließen wird, eine Kluft, die jetzt unüberbrückbar scheint wegen der Treue zu dem, was jede Kirche, in aller Aufrichtigkeit, als Gottes Wort versteht. Unüberbrückbar, es sei denn um den Preis, diese Treue zu verraten und gegen die eigene Überzeugung einen Kompromiß zu schließen. Darum wird der Herr selbst eingreifen müssen. Und das dürfen wir erwarten, wenn wir unseren guten Willen, mehr ist nicht verlangt, beweisen. Bekkers sagte:

»Wenn wir davon überzeugt sind, eine wie große Gnade der Mitmensch ist, wie sehr der Herr in jedem Mitmenschen anwesend ist, dann sollte etwas von der ökumenischen Kraft der Nächstenliebe deutlich werden, von der Kraft der gegenseitigen Hilfsbereitschaft. Christen ohne Unterschied haben die Chance, zusammen das Gebot der Nächstenliebe zu verifizieren. Sie ist Grundgesetz des Christentums, das über die tiefe Kluft hinweg verbindet. Es wird einmal dahin kommen müssen, daß die Ökumene

der Liebe das Fundament bildet, auf dem die Ökumene des Glaubens gebaut werden kann...

Denn es heißt ja, wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind – und das ist ungeachtet aller Unterschiede möglich –, da bin ich mitten unter ihnen.«

Es fehlt nicht an Beispielen, daß der Bischof selbst intensiv lebte, was er sagte. So gewann er den Ruf, ein ökumenischer Bischof zu sein, der – wie der evangelische Pastor van den Akker in seinem Nachruf sagte – für das ökumenische Klima in Holland mehr bedeutete als viele sublimen theologische Auseinandersetzungen. Die Öffnung der Kirche habe in ihm nicht nur einen eifrigen Verteidiger, sondern auch einen glaubwürdigen Repräsentanten gehabt. Er habe die Gabe besessen, die kostbaren Schecks theologischer Besinnung einzuwechseln in handliches Kleingeld ökumenischer Gesinnung und Taten.

Ökumene der Liebe ist darum das sechste Stichwort zum Thema Handeln auf jene Zukunft, die das holländische Pastoralkonzil bereits im Sinne des oft einsamen Bahnbrechers Willem Bekkers zu verwirklichen beginnt.

Walter Rest

Über die Erziehung
zum Frieden
in der Welt von heute

In memoriam
Bernhard Drees

Nur wenige Jahre vor dem II. Vaticanum haben katholische Moraltheologen die im Hinblick auf die Fakten jeden modernen Krieges längst hinfällige Theorie vom »gerechten« Krieg verteidigt und dadurch einer militärischen Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland eine gewisse moralische Rückendeckung verliehen, deren Folgen nicht abzusehen sind¹. Milliarden-Summen wurden (und werden heute noch) der Wiederaufrüstung geopfert, die einer heilen und friedlichen Welt hätten dienen können. Noch immer läuft man bei der Feststellung solcher Tatsachen Gefahr, ideologisch verdächtigt zu werden². Zwischen den Friedensdeklamationen vieler christlicher Politiker und

¹ Es handelt sich um die Erklärung der sieben Moraltheologen vom 5. Mai 1958 unter dem Titel *Wort zur christlichen Friedenspolitik und zur atomaren Aufrüstung*, vgl. *Herder-Korrespondenz* 12 (1957/58) 395 ff; hierzu J. HIRSCHMANN, *Kann atomare Verteidigung sittlich gerechtfertigt sein? Stimmen der Zeit* 162 (1958/59) 284–296; desgl., *Kann der atomare Verteidigungskrieg ein gerechter Krieg sein?* Studien und Berichte der Katholischen Akademie in Bayern 10 (1960). Vgl. hiergegen: *Atomare Kampfmittel und christliche Ethik*, Diskussionsbeiträge Deutscher Katholiken, München 1960; desgl. PETER NELLEN, *Sieben Moraltheologen, Ausblicke im Atomzeitalter*, Nürnberg, o. J.

² Eine Gegenerklärung von 51 katholischen Laien hatte zur Folge, daß die Erstunterzeichner im sogenannten Rotbuch des Komitees »Rettet die Freiheit« (1959, ohne Angabe des Verfassers) der »KP-Propaganda mit dem Christentum« verdächtigt wurden!